Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 7 (1927-1928)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Abschließend ist zu sagen: eine Durchsicht unserer Volkskalender zeigt ein Spiegelbild der gegenwärtigen politischen Lage unseres Landes. Es fehlt an dem, was die Franzosen esprit public nennen; eine gewisse Blässe und Müdigkeit springt in die Augen. Auch die Führerlosigkeit ist sichtbar, unsicher, fast zerstreut geht man seinen Weg. Man gäbe leidenschaftlich durchbrechender Einseitigkeit den Vorzug vor dieser armseligen Redlichkeit, die vor lauter Gerechtigkeit ungerecht wird. E. Bl.

Bücher-Rundschau

Bismarcks Kampf mit Österreich am Frankfurter Bundestag.

Arnold Oskar Meyer: Bismarcks Kampf mit Österreich am Bundestag zu Frankfurt (1851 bis 1859). Mit 9 Bildtafeln. Verlag von K. F. Koehler, Berlin und Leipzig 1927. XII und 598 S.

„Audiatur et altera pars" könnte man als Motto vor dieses höchst lehrreiche und interessante Buch des Göttinger Professors A. O. Meyer setzen. Bisher kannte man Bismarcks Berichte vom Bundestag: Klassische Zeugnisse seiner staatsmännischen Entwicklung und unvergleichliche literarische Kunstwerke. Dagegen fehlten uns die Berichte der österreichischen Gesandten, mit denen Bismarck damals gerungen und die seine Feder nicht selten stark karikiert hat. Es war eine lockende Aufgabe, nachdem das Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien dank seiner liberalen Verwaltung auch diese Dokumente der unbeschränkten Forschung zugänglich gemacht hat, die klaffende Lücke auszufüllen und damit einen wichtigen Beitrag zur Biographie Bismarcks und zur allgemeinen Geschichte in der Zeit seiner Bundestagsgesandtschaft zu liefern. Der Verfasser hat diese Aufgabe vortrefflich gelöst. Er hat sich dabei nicht auf eine bloße Wiedergabe des Rohmaterials beschränkt, sondern dasselbe zu einer fesselnden Darstellung verarbeitet. Er hat andere archivalische Quellen, so in Berlin, Hannover, Schwerin, Frankfurt a. M. zur Ergänzung verwertet und gelegentlich auch aus dem Archiv von Friedrichsruh stammende Beiträge ausnutzen können. Eine kleine Auswahl der ungedruckten Aktenstücke in den Anlagen gibt einen Begriff von dem Reichtum des Gefundenen. Die Ergänzung der Bismarck'schen Berichte durch die seiner österreichischen Kollegen bot auch erst die Möglichkeit voller Erkenntnis des Inhalts der gedruckten Protokolle der Bundesversammlung. Für die Quellenkritik ergab sich u. a. die beachtenswerte Tatsache, daß Bismarck hie und da in seinen Berichten absichtlich etwas verschwieg, namentlich dann, wenn es ihm darauf ankam, durch seine Mitteilungen nicht eine ihm unerwünschte politische Anschauungsweise in Berlin zu unterstützen, oder die Schärfen seiner Taktik bei Angriffen auf den österreichischen Präsidialgesandten zu verhüllen. Ebenso beachtenswert ist es, daß er in Poschingers Ausgabe seiner Berichte aus leicht erkennbaren Gründen mitunter gewisse Stellen derselben unterdrückt oder gemildert hat. Auf der anderen Seite hat sich gefunden, daß in dem gedruckten Briefwechsel Prokesch-Ostens Stellen unterschlagen sind (z. B. ein Ausfall gegen den Protestantismus), die im handschriftlichen Original vorhanden sind.

Obwohl der Verfasser sichtlich für Bismarck eingenommen ist und im Bann von dessen Genius steht, sucht er doch auch nach Kräften der Gegenpartei gerecht zu werden. Er kommt z. B. zu dem Schluß, daß Bismarcks Sarkasmen uns kein Recht zu einem geringschätzigen Urteil über den Grafen Thun geben. Er findet in einer Denkschrift des Grafen Rechberg vom Februar 1856 Sätze, „die von einem ungewöhnlich klaren Blicke und von ungewöhnlichem Mute zur Wahrheit zeugen". Auch tritt er der verbreiteten, von Bismarck mitverschuldeten Vorstellung entgegen, „als habe der deutsche Bundestag aus lauter

Hohlköpfen bestanden". „Man wird, meint er, der Wahrheit näher kommen, wenn man sich unter dem Bundestag eine Versammlung kluger und geschäftskundiger Männer vorstellt, die zu überragen nicht so leicht war, wie man nach den Bildern voll genialer Spottlust aus Bismarcks Frankfurter Frühzeit annehmen möchte." Wahre Kabinettsstücke sind die ausgeführten literarischen Portraits der drei Präsidialgesandten, mit denen Bismarck es zu tun hatte: Thun, Prokesch-Osten, Rechberg. Unter diesen nimmt das Prokesch-Ostens, eines der universalsten Menschen seiner Zeit, des Soldaten, Gelehrten, Reisenden, Diplomaten, der den Orient fast besser kannte, als den Occident, den breitesten Raum ein. Ludwig Schemann hat 1914 in den „Grenzboten" eine Ehrenrettung Prokeschs gegenüber der Schwarzmalerei Bismarcks unternommen und ein Landsmann Prokeschs, der Steiermärker Anton Berger, hat 1921 in der Skizze einer Biographie Prokeschs gleichfalls „eine radikale Umwertung" der von Bismarck wesentlich beeinflußten Vorstellung von Prokesch versucht. Hiegegen wendet sich nun wieder A. O. Meyer mit Berufung auf noch andere Zeugen als nur auf Bismarck. Er stellt den Satz auf, daß, „als Prokesch nach Frankfurt ging, an seinem Ruf als Diplomat kaum noch etwas zu verderben war", und sucht zu erweisen, daß von den drei Präsidialgesandten aus der Zeit von Bismarcks Bundestagsgesandtschaft gerade Prokesch der am wenigsten erfolgreiche gewesen sei. Aus Prokeschs Jugendgeschichte hätte noch seines Verhältnisses zum Herzog von Reichsstadt gedacht werden sollen, über das er selbst in einer von seinem Sohne herausgegebenen Schrift berichtet hat.

Was nun Bismarck selbst betrifft, so ist, wie sich denken läßt, die Zeichnung, welche die Österreicher von ihm entwerfen, bei aller Anerkennung seiner geistigen Bedeutung, oft nichts weniger als schmeichelhaft. Noch im Sommer 1862, als er Gesandter in Paris wurde, schrieb Rechberg, damals leitender Minister, auf Grund seiner Erfahrungen: „Wenn Herr von Bismarck eine vollständige diplomatische Erziehung hätte, so wäre er einer der ersten Staatsmänner Deutschlands, wenn nicht der erste; er ist mutig, fest, hochstrebend, voll Feuer, aber unfähig, eine vorgefaßte Idee, ein Vorurteil, eine Parteianschauung irgend einem Grundsatze höherer Ordnung zu opfern; er besitzt keinen praktischen, politischen Sinn; er ist ein Parteimann im stärksten Sinne des Wortes." Jedenfalls mußten seine Gegner in Frankfurt erfahren, daß er in den Künsten des Versteckspielens, des Sichüberlistens an Verstellung und Winkelzügen, aber auch in der Anwendung eines „gut gespielten Bluff" (wie z. B. der Drohung des Austritts Preußens aus dem Bund) und gelegentlich in einer ganz undiplomatischen, jedoch berechneten Offenheit, ihnen weit überlegen war. Die Summe seiner Tätigkeit in Frankfurt läßt sich, wie auch das vorliegende Buch wieder beweist, mit den Worten Max Lenz' der Art ziehen: „So war es bei allen Fragen, vor die sich unser Held in Frankfurt gestellt sah, von der Höhe der europäischen Politik her bis in das nie abbrechende häusliche Gezänk am Bundestag hinein: eine jede entwickelte sich unter seinen Händen zu einem Kampf um die Macht mit Österreich... Er war nach wie vor zu einer Verständigung bereit, im Sinn einer Teilung der Beute; aber niemand sah genauer, daß dieser Weg für Österreich kaum beschreitbar war ... und daß der Kampf, auf den alles hindrängte, in der Geschichte der beiden Monarchien gegeben war." Was sodann Preußens Verhältnis zum Bund anlangte, so mögen die Worte des Verfassers selbst hier angeführt werden: „Der positive Gedanke, daß Preußen erst nach Beseitigung des Bundes freie Bahn für seine deutsche Politik gewinnen kann, wird im Laufe der Zeit ein viel stärkeres Argument für Bismarcks Bundesfeindschaft als der negative Gedanke, daß der Bund zur Gefahr für Preußen werden könne... Und als ihm nun in den Jahren 1856 und 1857 der Blick auf die europäische Lage immer lockender die Möglichkeit zeigte, in der großen Politik das zu erreichen, was sich am Bundestag als unerreichbar erwiesen hatte: die Erhöhung Preußens in Deutschland und gegenüber Österreich, wurde in der Tat der Bundesbruch sein politisches Ziel — ein Ziel, das er zunächst vor Manteuffel (seinem Chef) besser verhüllte als vor den Österreichern... Bundesbruch bedeutete so gut wie unvermeidlich Krieg gegen Österreich und seinen deutschen Anhang."

Es war von vorneherein anzunehmen, daß ein so vorzüglicher Kenner seines Gegenstandes wie der Verfasser alles ihm irgend Erreichbare aus der weitschichtigen gedruckten Literatur heranziehen werde. Um so auffälliger ist es, daß sie ihm in einem Fall entgangen ist. Bei Gelegenheit eines kurzen Berichtes über die Neuenburger Angelegenheit von 1856 und 1857 sagt er in einer Anmerkung: „Beste Darstellung des Neuenburger Handels bei Sybel, II, S. 247—269." Wenn nun aber irgend eine Partie des berühmten Werkes von Sybel über die Reichsgründung als fehlerhaft und lückenhaft zu bezeichnen ist, so ist es diese. Von anderen Darstellungen abgesehen, hätte den Verfasser die Abhandlung von W. Oechsli in den „Bausteinen zur Schweizergeschichte 1890" darüber belehren können. Der bildliche Schmuck seines Werkes darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Namentlich drei Portraits Bismarcks und die des Grafen Thun, Buol-Schauenstein, Rechberg sowie des Freiherrn von Prokesch-Osten gereichen ihm zu hoher Zierde.

Zürich. Alfred Stern.

Französische Bevölkerungsprobleme.*)

Bevölkerungsprobleme beschäftigen heute die öffentliche Meinung Frankreichs in stärkster Weise. Der Stillstand der Bevölkerungsvermehrung, bedingt in erster Linie durch den Geburtenrückgang, bedroht die französische Machtstellung in empfindlicher Weise. Es fehlen die Menschen, um der Ausdehnungspolitik den nötigen Druck zu verleihen, in Europa wie im Kolonialreich. Der Geburtenrückgang läßt die Jahresklassen der Armee immer mehr zusammenschrumpfen. Auf der andern Seite kann sich die Wirtschaft des Landes nur mühsam durch die umfassende Heranziehung fremder Arbeitskräfte über Wasser halten. Daraus ergibt sich eine Überfremdung, die den Staat und das französische Volkstum vor ganz neue Gefahren und Aufgaben stellt. Kein Wunder, daß die Literatur über das Bevölkerungsproblem in Frankreich rasch anschwillt.

In deutscher Sprache ist jetzt zum ersten Male eine Darstellung erschienen, die die ganzen Probleme in ihrer weiten Auswirkung erfaßt. Das handliche Buch gibt eine anschauliche und durchaus zuverlässige Einführung. Die Stärke liegt in der Schilderung der Ursachen der Entvölkerung Frankreichs, des Kampfes dagegen und damit im Zusammenhang der Überfremdung. In der Darstellung der Entvölkerung hätte sich bei dem Zurückgehen auf das statistische Urmaterial noch weiter kommen lassen. So werden vielfach nur die Ergebnisse französischer Untersuchungen verwertet. Die 16 Karten und Diagramme erleichtern das Verständnis bedeutend. Nur macht sich hier störend das Bestreben geltend, zu viel auf einmal zur Darstellung zu bringen. Die schwarz-weiß Karte hat aber darin enge Grenzen. Das erkennt man in den Abbildungen 3 und 6, die kaum mehr verständlich sind. Diese Ausstellungen können den Gesamtwert des Buches als zuverlässige Einführung in die ganze Frage nicht vermindern. Es darf in diesem Sinne warm empfohlen werden.

Hektor Ammann.

Neue Bücher über Wirtschaftsfragen.

Die von **Dr. Hermann Henrici** verfaßte Festschrift **Die Basler Handelskammer 1876—1926** (Kommissionsverlag Helbing & Lichtenhahn) bildet einen bemerkenswerten Beitrag zur neueren schweizerischen Wirtschaftsgeschichte. Sie schildert eingangs, wie die von der alten Kaufmannsstadt ausgebildeten Organe zur Koordinierung des wirtschaftlichen mit dem politischen Leben nach der Gründung des Bundesstaates ihren Aufgaben nicht mehr gewachsen waren und besonders nach der Revision von 1874 dringend einer Erneuerung bedurften.

*) Hans Harmsen: Bevölkerungsprobleme Frankreichs unter besonderer Berücksichtigung des Geburtenrückganges. Berlin 1927, Bowinckel. 212 S.

Nach zahlreichen mißglückten Gründungen entstand schließlich der Handels- und Industrieverein mit der Handelskammer als leitendem Ausschuß. Das vorliegende, typographisch ausgezeichnet ausgestattete Werk beschreibt nun die Tätigkeit der Kammer, in zeitlicher Folge und nach Problemen übersichtlich geordnet, während des ersten halben Jahrhunderts ihres Bestehens. Besonders interessant sind die vielen Hinweise auf die noch bis in die Gegenwart fortwirkende freihändlerische Einstellung der führenden Persönlichkeiten und der bedeutendsten Zweige des Basler Wirtschaftslebens. Diese Stellungnahme, wie auch die Tatsache der Vernachlässigung der baslerischen Probleme durch die eidgenössische Politik, führten gelegentlich zu recht nachhaltiger Kritik am Berner Kurs. Die Schrift gibt nicht nur eine aufschlußreiche sachliche Darstellung der Wirtschaftsfragen im erwähnten Zeitraum, sondern gestattet auch durch die Erzählung des Werdeganges der oft über einen erstaunlich weiten Interessekreis verfügenden, an leitender Stelle stehenden Kaufleute und Industriellen manchen Einblick in die gesellschaftlichen Verhältnisse der Rheinstadt.

Zu den interessantesten Dokumenten der Wirtschaftsgeschichte gehören stets die jährlichen Rapporte der Spitzenverbände an ihre Mitglieder. Der **Zentralverband Schweizerischer Arbeitgeber-Organisationen** gibt in seinem **Bericht über das Jahr 1926** eine Übersicht über die von ihm bearbeiteten sozialpolitischen Probleme; gleichzeitig liegt auch der **Geschäftsbericht 1925 und 1926** der **Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände** vor. Die numerische Stärke dieser Verbände hat sich in beiden Ländern im Vergleich zum Vorjahre nicht merklich verändert. Beide Berichte weisen auf den wirtschaftsfriedlichen Charakter der letzten zwei Jahre hin. Verschieden sind allerdings die Ursachen der überall stark zurückgegangenen Ziffern der infolge von Arbeitskonflikten verlorenen Arbeitstage. In Deutschland entzog die auf die Währungsstabilisierung folgende Wirtschaftskrise den Lohnbegehren ihre objektive Berechtigung; in der Schweiz war es die zwar konsolidierte, aber noch kein Anzeichen neuen Aufschwungs aufweisende Geschäftslage, die die Lust zu Arbeitskämpfen eindämmte. Die Tatsache, daß die ursprünglich in erster Linie zur Wahrung des Unternehmerstandpunktes in Arbeitskonflikten gegründeten Verbände, trotz der ganz erheblichen Abschwächung der Bedeutung dieses Entstehungsgrundes, eine umfassende Tätigkeit entfalten, zeigt deutlich, daß sie einer wirklichen Notwendigkeit entsprechen. Ihre in beiden Berichten ausführlich geschilderten Anstrengungen zur Lösung der aktuellen Probleme des Arbeitsrechtes, der Lohn- und Preisstatistik und der Sozialversicherung sind nicht nur als Maßnahmen zum Schutze der Unternehmerinteressen zu werten, sondern bilden gleichzeitig unentbehrliche Grundlagen für die Arbeiten des Gesetzgebers.

Seiner früher erschienenen „Geschichte der Genossenschaftsbewegung" läßt **W. Kulemann** nunmehr einen II. Teil: **Die Kulturbedeutung der Genossenschaften** (Verlag Otto Liebermann, Berlin) folgen. Es ist dies unter den zahlreichen einschlägigen Veröffentlichungen zweifellos die am leichtesten lesbare und dabei völlig umfassende Darstellung der Bewegung. Nach einer sorgfältigen Umschreibung des Wesens dieser Organisationen wird ihre rechtliche Behandlung durch die verschiedenen Gesetzgeber geschildert. Darauf folgt eine Klarlegung der verschiedenen durch die Anwendung der genossenschaftlichen Gesellschaftsform erstrebten wirtschaftspolitischen Endziele und eine Betrachtung der treibenden Kräfte und Parteien; besonders ausführlich wird auf das Gemeinsame wie auf das Verschiedenartige von Genossenschaften, Sozialismus und Kommunismus hingewiesen. Von großem praktischem Wert ist die Übersicht über die Voraussetzungen des Zustandekommens, die Aufgaben und die Erfolge der Genossenschaften in Landwirtschaft, Handwerk und Industrie, sowie als Organisationsform der Konsumenten. Das Verhältnis von Genossenschaft und Staat wird gestreift, jedoch findet sich keine Erwähnung des heiklen Angestelltenproblems, obschon doch gerade die erfolgreiche Lösung dieser Frage für die sozialpolitischen Aussichten und die volkswirtschaftliche Bedeutung der Genossenschaften außerordentlich wichtig, vielleicht sogar entscheidend ist. Eine reichhaltige Bibliographie vervollständigt dieses populäre Handbuch des Genossenschaftswesens.

Zürich. Emil Schmid.

Die Edda des Snorri Sturluson.

Im Jahre 1856 schrieb Karl Simrock in den Erläuterungen zu seiner Edda die bitteren Worte: „Denn freilich ist das nur allzusehr deutscher Charakter, überall in der Welt, in Rom und Griechenland, in England und Spanien, in Arabien, Indien und China jeden Winkel zu durchstöbern, sich in jede Sackgasse zu verrennen und dabei im eigenen Hause wie die Blinden umherzutappen." Was er dann anderwärts mit den Versen wiederholte:

„In Hellas, Rom, selbst bei den Lappen
spüren wir jeden Winkel aus,
dieweil wir wie die Blinden tappen
daheim im eignen Vaterhaus."

Die Gründe, die ihn zu einem so harten Urteile über den deutschen wissenschaftlichen Betrieb bewogen, lagen in der gleichen Linie, wie sie aus den Worten des großen Germanisten Jakob Grimm aufscheint: „Weil ich sah, daß Deutschlands Glaube, Recht und Altertum zu tief gestellt wird, darum wollte ich mein Vaterland erheben." Beide, Jakob Grimm, aber auch Karl Simrock, gehören zu den eigentlichen Bahnbrechern der deutschen Altertumskunde; ersterer als von so umfassender Wissenschaftlichkeit, daß an seinem königlichen Baue nach einem Ausdrucke Schillers noch heute die Kärner zu tun haben, letzterer vor allem als schriftstellerischer Übersetzer, der die Werke ferner und fernster germanischer Vergangenheit wieder dem deutschen Schrifttume einfügte. Zu jenen alten Überlieferungen, die uns erst durch ihn wieder geschenkt wurden, gehört nun auch die Edda, deren erster Übersetzer er war.

Gewöhnlich denken wir bei dem Namen Edda an jene 20—30 Lieder mythischen Gehaltes, die uns insbesondere durch die billige Reclam'sche Ausgabe von Wolzogen seither geläufiger geworden sind. Aber diese im Jahre 1643 von Bischof Brynjolf Sveinsson zu Skalholt auf Island entdeckte alte Liederhandschrift hat ihren Namen erst vom Finder in Anlehnung an ein anderes so benanntes Werk erhalten. Dieses Werk, das somit den Namen Edda eigentlich allein zu Recht führt, ist eine in eine gewisse logische Ordnung gebrachte Sammlung der mythischen Erzählungen, wie sie auch teilweise den Inhalt der Eddalieder ausmachen. Eine Sammlung darf sie nur genannt werden, weil sie erst zu einer Zeit aufgezeichnet wurden, als die einzige bis dahin übliche Form der Überlieferung, nämlich die mündliche Erzählung, bereits abzusterben begann. Jahrhunderte, Jahrtausende vielleicht, gingen diese Sagen bloß von Mund zu Mund nach Art unserer Märchen erzählenden Großmütter, deren Namen ihre Sammlung denn auch trägt; denn „Edda" bedeutet Großmutter.

Und was erzählt uns diese Ahne? Nicht mehr und nicht weniger als das dichterisch umrissene Weltbild der Urväter. Denn noch waren ja keine Philosophenschulen da, die eine Welt- und Lebensanschauung in abgezogenen Begriffen und rein geistigen Vorstellungen auszudrücken gelernt hätten. Die philosophische Ausdrucksform der natürlichen Menschheit ist die künstlerisch schauende, die dichterisch bildende, kurz die mythische. Es mag zugegeben werden, daß es uns Modernen schwer fällt, uns in diesen Denkformen zurecht zu finden, noch schwerer, sie zu verstehen, und am schwersten, ihnen völlig gerecht zu werden. Denn in uns allen lebt der Hochmut unserer vermeintlichen Bildung und der Glaube an das Dogma des Famulus Wagner im Faust: „wie wir es zuletzt so herrlich weit gebracht". Aber ein tieferes Eindringen belehrt uns, daß wir dem wahren Wesen der Dinge um nichts verstehender gegenübergestellt sind wie vordem, und bringt uns zu der Überlegung, daß es weniger auf die Form des Denkens, ob rein kritisch-begrifflich oder anschaulich-mythisch, ankommt, als vielmehr auf sein Ergebnis. Und dieses Ergebnis ist auch in den Überlieferungen der Alten in einer Großartigkeit, einem Tiefsinn und einer Auffassung vorhanden, dem „die so viel gepriesene Griechenwelt auch nicht einmal annähernd ähnliches gegenüberzustellen hat".

Das klingt vermessen. Und freilich sind wir es gewohnt, in allem, was über unsere humanistische Bildung hinausgeht, nur den Nebel einer vergangenen

Barbarei zu sehen, weil wir es verlernt haben, mit unseren eigenen Augen zu sehen, und statt dessen die Brillen Athens tragen. Wir finden es gar nicht mehr der Mühe wert, uns darüber zu entrüsten, daß der humanistische Gymnasiast jede Nymphe und Dryade der olympischen Welt aufzuzählen vermag, während die Götter der eigenen Vorzeit und ihre Mythen ihm ein verschlossenes Buch bleiben, das mit sieben schweren Siegeln versehen ist. Diesem Makel abzuhelfen, haben sich seither viele Übersetzer der Lieder-Edda bemüht. Aber die Lieder-Edda richtig zu lesen und zu verstehen, ist ohne schon tieferes Eindringen in die bezügliche Materie kaum möglich. Hier ist einzig die erzählende Edda am Platze.

Die Simrock'sche Übersetzung ist seit Jahren vergriffen; außer ihr gab es lange keine andere. Erst in jüngster Zeit erfolgte noch eine oder die andere Übertragung, die aber entweder nur einen Auszug brachte (Gering), oder auch das mit umfaßte, was zur eigentlichen Edda nicht mehr gehört und darum ihr mythisches Bild entstellte (Gorsleben). Fast immer aber gaben sie (wie schon Simrock) dieses wichtige Werk nur im Anhange zur Lieder-Edda, was seiner Bedeutung keineswegs entspricht. Neuestens ist nun im Verlag Erich Röth (Flarchheim i. Thür.) eine Übersetzung von **Karl Konrad** erschienen, die allen Wünschen Genüge leistet und **die erzählende Edda** als Einzelwerk herausbringt. Der geringe Preis des schmucken Bandes (geh. M. 3.50) ermöglicht jedermann die Anschaffung. Das Buch bietet im Anhange alle Namens- und Sacherläuterungen. Es nennt sich nach dem Sammler die Snorra-Edda.

Snorri, der Sohn des Sturla, aus dem Geschlechte der Sturlungen im alten Island, der ultima Thule, ist es, dem wir damit ein Werk verdanken, ohne das wir von der altgermanischen Glaubenswelt nichts mehr wüßten. Denn außer ihm sind uns nur ganz geringe, kaum nennenswerte Reste davon erhalten geblieben. Daraus erhellt der Wert und die Wichtigkeit dieser einzigartigen Überlieferung. Etwa um 1230 war es, als Snorri Sturluson, der angesehene Skalde und berühmte Gesetzessprecher Islands, die Sagen von den Asen und den Göttergeschicken auf seinem Gute Reykjaholt am Borgfjord seinen Schreibern in die Feder diktierte. Seitdem sind sie wohl in den nordischen Ländern immer wieder an die Öffentlichkeit gebracht worden, aber dem Deutschsprechenden des Festlandes, dem sie doch mindestens ebenso angehören wie dem Skandinavier, blieben sie mehr oder weniger fremd. Schon Richard Wagners Nibelungenring aber sollte ihn veranlassen, auch die Quellen kennen zu lernen, aus denen dessen Opern den Wotan, die Fricka, die Walküren und die Götterdämmerung schöpften. Sie sprudeln da noch lauter und rein und bergen noch immer den köstlichen Trank der Verjüngung. K. F. Z.

Fragen der Baukunst.

Die vergangenen Monate haben wieder neue Veröffentlichungen über moderne Baukunst gebracht, die nach Aufmachung und Inhalt heute da sind und morgen großenteils vergessen sein werden. Ein interessantes Bilderheft ist der II. Band der Baubücher des Verlages Julius Hoffmann, Stuttgart: **Internationale neue Baukunst.** Das reich illustrierte neue Heft erschien im Zusammenhang mit der vielbesprochenen Stuttgarter Wohnbau-Ausstellung und bietet Abbildungen moderner Bauten aus Europa und Amerika. Wie schon gesagt, ist es ein anregendes Bilderbuch, in dem die Möglichkeiten des neuen Zweckbaues mit flachem Dach aufgerollt werden, strenge kubische Baukörper oder nach oben gestaffelt oder umgekehrt überhängende Stockwerke, riesige Hängeterrassen und Ähnliches. Sehr aufschlußreich ist der Band nicht, da die Grundrisse mit wenig Ausnahmen fehlen, so daß viel Wesentliches nicht herauszulesen ist. In der Stuttgarter Wohnsiedlung sprang die Spaltung zwischen Theorie und Praxis peinlich ins Auge. Mit manifestartiger Aufdringlichkeit wird in Wort und Schrift die neue Baukunst als zweckmäßig, sachlich, der Not und den

Bedürfnissen der Zeit entsprechend gepriesen. Praktisch ist ein guter Teil der Bauten in Stuttgart bautechnisch anfechtbar, teuer und schlecht bewohnbar, im Ganzen verantwortungslos ausgeführt, mehr interessant als ernsthaft. So präsentiert sich auch das Heft „Internationale neue Baukunst". Fassaden und wieder Fassaden, in die innere Haltung eines Baues erhält man selten Einblick. Man wird mißtrauisch. Angenehm in ihrer Schlichtheit wirken die Bauten einiger jüngerer Schweizer Architekten.

Einen schmalen Band gibt der Verlag Dr. Girsberger in Zürich heraus: **Peter Meyer, Moderne Architektur und Tradition.** In großen Zügen zeichnet der Verfasser Entwicklungslinien in der Baukunst. Alle Stilphasen von Renaissance bis Klassizismus faßt er unter dem Namen Klassik zusammen, da sie dasselbe Thema in verschiedener Instrumentierung abwandeln: Repräsentative Baukunst für ständisch gegliederte Gesellschaft, monumental betonte Mitte und symmetrische Unterordnung der Bauteile zu beiden Seiten. Dieser strengen Haltung gegenüber tauchten romantische Neigungen schon vor der französischen Revolution auf. Die Sehnsucht nach Entspannung schuf neben der steifen Etiquette der Welt von Versailles die Meierei der Marie Antoinette. Romantik wendet sich mehr nach den Denkmälern der Vergangenheit oder flieht zur Natur, sucht dort Vorbilder, Anregungen, und ist der Gegensatz der Klassik. Die französische Revolution zerstörte die ständisch gegliederte Gesellschaft und mit ihr war auch die repräsentative Architektur innerlich erledigt. Bauten, die früher logisch aus der Lebensform herausgewachsen, wurden nun eine leere Form. Ohne neue Ausdrucksmöglichkeiten zu finden, baute man bald klassisch, bald romantisch, trug alle historischen Stilelemente zusammen und häufte die Motive. Auf der schmalen Grundlage der Einzelpersönlichkeit schuf der Jugendstil Bauten zuchtloser Phantastik. Die Willkür des Architekten brachte die merkwürdigsten Auswüchse hervor. Durch manche Irrwege ging die Architektur, bis sie endlich zur klaren, einfachen Form kam. Neue technische Errungenschaften griffen entscheidend ein, ist doch das Spiel zwischen Stütze und Last, das in den klassischen Bauten eine große Rolle spielte, gegenstandslos geworden, seit man in armiertem Beton baut. Die Wände sind ja nicht mehr geschichtet, sondern Platten, tafelartige Gebilde, in die die Öffnungen eingeschnitten werden. Das grundsätzlich Neue der modernen Baukunst spricht der Verfasser klar und einleuchtend aus. Das Buch ist in sympathischer Klarheit geschrieben und bringt verwickelte Vorgänge auf erstaunlich einfache Basis. Der Verfasser spricht oft von der „entspannten Form", die die neue Baukunst im Gegensatz zu Klassik und Romantik suche. Für sein Buch hat er die entspannte Form in schönster Weise gefunden. Es ist ansprechend frisch im Ton und klar gegliedert im Aufbau. Erschöpfend ist das Thema natürlich nicht behandelt, der Verfasser bleibt an einer weitgespannten Oberfläche, mehr konstatierend als erklärend. Es ist wenig geboten für das eigentliche Verständnis dieser so merkwürdigen Zeit vom Untergang des Klassizismus bis heute.

Doris Wild.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

Cassel, Gustav: Grundgedanken der theoretischen Ökonomie; Deichert, Leipzig.
Edda des Snorri Sturluson, Die; Erich Röht, Flarchheim i. Thür.
Gunnarsson, Gunnar: Det nordiske Rige; Gyldendalske Boghandel.
Harmsen, Hans: Bevölkerungsprobleme Frankreichs; Vowinckel, Berlin.
Henrici, Hermann: Die Basler Handelskammer 1876—1926; Helbing & Lichtenhahn.
Internationale neue Baukunst; Julius Hoffmann, Stuttgart.
Kulemann, W.: Die Kulturbedeutung der Genossenschaften; Liebermann, Berlin.
Meyer, Arnold Oskar: Bismarcks Kampf mit Österreich; Koehler, Berlin.
Meyer, Peter: Moderne Architektur und Tradition; Girsberger, Zürich.
Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände: Geschäftsbericht 1925/26.
Schweizerische Arbeitgeber-Organisationen: Geschäftsbericht über das Jahr 1926.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Johannes Schmidt-Wodder, Abgeordneter im dänischen Reichstag, Tondern — Dr. jur. **Hans Keller,** Thun. — Dr. **Fritz Redenbacher,** München. — Dr. **Martin Rinck,** Riehen. — Dr. **Hektor Ammann,** Aarau. — Dr. **A. Pütz,** Journalist, Paris. — **Eduard Blocher,** Pfarrer, Zürich. — Prof. **Alfred Stern,** Zürich. — Dr. **Emil Schmid,** Zürich. — Frl. Dr. **Doris Wild,** Zürich.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldenstraße 66. — Druck, Verwaltung und Versand: A.-G. Gebr. Leemann & Cie. Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Neu-Eingänge von Büchern:

Brepohl und Fugmann: Die Wolgadeutschen im Brasilianischen Staate Paranà; Ausland- und Heimat-Verlag, Stuttgart, 1927; 100 S. u. 10 Taf.

Bieberstein, Marschall v.: Vom Kampf des Rechtes gegen die Gesetze; Kohlhammer, Stuttgart, 1928; 181 S.; M. 7.20.

Dragomir, Sylvius: The ethnical Minorities in Transylvania; Sonor, Genf, 1927; 129 S.

Fülöp-Miller: Der Heilige Teufel Rasputin; Grethlein, Zürich, 1927; 350 S. mit 90 Abb.; Fr. 20.

Heberle, Rudolf: Die Deutschen in Litauen; Ausland- und Heimat-Verlag, Stuttgart, 1927; 160 S.

Hellpach und Dohna: Die Krisis des deutschen Parlamentarismus; Braun, Karlsruhe, 1927; 35 S.; M. 1.80.

Jöhr, Adolf: Staatswirtschaft und Privatwirtschaft in der Schweiz; Orell Füßli, Zürich, 1927; 26 S.; Fr. 1.

Krieck, Ernst: Der Staat des deutschen Menschen; Junker & Dünnhaupt, Berlin, 1927; 74 S.; M. 3.

Niemann, Alfred: Revolution von oben — Umsturz von unten; Verlag für Kulturpolitik, Berlin, 1927; 448 S.

Schenk, Erwin: Der Fall Zabern; Kohlhammer, Stuttgart, 1927; 137 S.

Schwegler, Walter: Die Bilanz der Schweizerischen Nationalbank 1907—1925; Orell Füßli, Zürich, 1927; 368 S.; Fr. 15.

Siegfried, André: Die Vereinigten Staaten von Amerika; Orell Füßli, Zürich, 1927; 303 S.; Fr. 15.60.

Stackelberg, Eduard: Ein Leben im baltischen Kampf; Lehmann, München, 1927; 183 S.; M. 4.

Stähelin, Felix: Die Schweiz in römischer Zeit; Schwabe, Basel, 1927; 548 S. mit 172 Abb. u. 4 Karten; Fr. 20.

Steiner, Walter: Französischer Geistesdruck am Rhein; Verlag „Rheinischer Beobachter", Berlin, 1927; 249 S.; M. 6.

Steinmetz, S. R.: Die Nationalitäten in Europa; Gesellschaft für Erdkunde, Berlin, 1927; 67 S.

Sun Yat-Sen: Die Grundlehren von dem Volkstum; 200 S.; M. 3.50.

— 30 Jahre chinesische Revolution; 88 S.; M. 2; beide Schlieffen-Verlag, Berlin, 1927.

* * *

Barth, Heinrich: Philosophie der praktischen Vernunft; Mohr, Tübingen, 1927; 377 S.; M. 12.

Ermatinger, Emil: Krisen und Probleme der neueren deutschen Dichtung; Amalthea-Verlag, Zürich, 1927; 402 S.

Muralt, Alex. v.: Über Aufgabe und Grenze der Wissenschaft; Orell Füßli, Zürich, 1927; 27 S.; Fr. 1.50.

(Schluß siehe 3. Umschlagseite.)